



RIMBAUD

Leben – Werk – Briefe

Herausgegeben von Alfred Wolfenstein



BÜCHNER

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur

Band 3

Alfred Wolfenstein (Hrsg.)

RIMBAUD

Leben – Werk – Briefe

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur
Herausgegeben von Hermann Haarmann

Band 3



BÜCHNER-VERLAG
Wissenschaft und Kultur

Alfred Wolfenstein (Hrsg.)

Rimbaud

Leben – Werk – Briefe

Alfred Wolfensteins Kleine Bibliothek der Weltliteratur, Band 3

Herausgegeben von Hermann Haarmann

ISBN (Print) 978-3-96317-147-5

ISBN (ePDF) 978-3-96317-662-3

© 2019 Buechner-Verlag eG, Marburg

Alfred Wolfenstein © Hermann Haarmann, Berlin

Bildnachweis Umschlag: Fonds Rimbaud – Réseau des médiathèques
communautaires Ardenne Métropole

Layout, Satz, Bildredaktion, Umschlaggestaltung: DeinSatz Marburg | lf

Korrektorat: Dagmar Walach

Druck und Bindung: Totem.com.pl, Inowroclaw, Polen

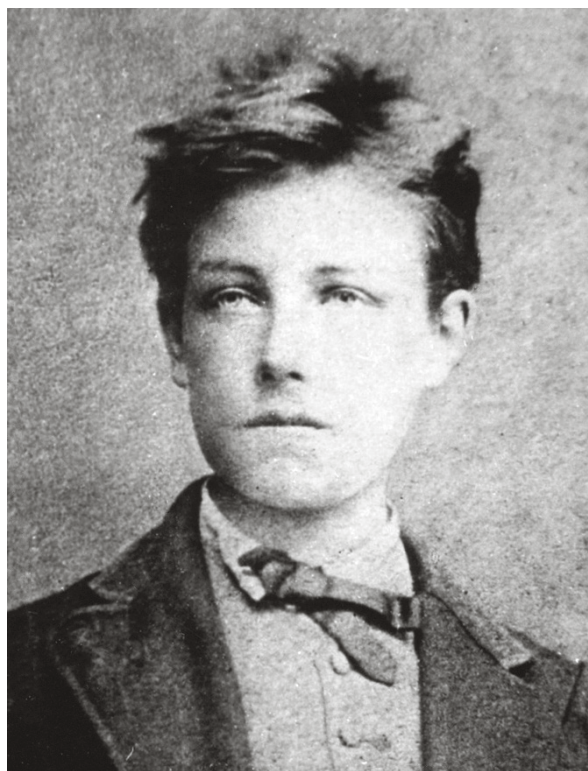


Das Werk, einschließlich all seiner Teile, ist urheberrechtlich durch den Verlag geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

www.buechner-verlag.de



INHALT

Hermann Haarmann

Vorbemerkung	11
--------------------	----



RIMBAUD

DAS LEBEN RIMBAUDS	17
GEDICHTE	73
Les Voyelles	75
Empfindung	76
Ophelia	77
Die verstörten Kinder	79
Im grünen Cabaret	81
Das gestohlene Herz	82
Der Schläfer des Tals	84
Das Böse	85
Die Raben	86
Paris bevölkert sich wieder	88
Vokale	92

Vierzeilengedicht	93
Die Läusesucherinnen	94
Taumel	96
Trunkenes Schiff	98
Alchimie des Wortes	105
 PROSA	 113
Die Sonne war noch warm (Aus einem Schulheft des Achtjährigen).	115
Villon – Karl von Orleans an Ludwig XI. (Schularbeit)	119
Die Einöden der Liebe (Fragmente des Sechzehnjährigen)	124
Die Erleuchtungen	130
Nach der Sintflut	130
Szenen	132
Barbarisch	133
Genius	134
Mystisch.	136
Wagenspuren	137
Blumen	138
Antike	139
H.	140
An eine Vernunft	141
Angst	142

Frühe der Trunkheit	143
Morgenröte	145
Sätze	146
Gewöhnliches Nachtstück	148
Nachtwachen I–IV	149
Kindheit I–V	153
Städte I	159
Fairy	161
Being Beauteous	162
Städte II	163
Metropolitisch	165
Vorgebirge	167
Historischer Abend	168
Parade	170
Märchen	172
Königtum	174
Arbeiter	175
[Brücken]	176
Stadt	177
Abfahrt	178
Jugend I–IV	179
Die Leben I–III	183
Demokratie	186
Landstreicher	187

Bottom	188
Ehrerbietung	189
Ausverkauf	190
Der Weiher	192
Eine Saison in der Hölle	194
Schlechtes Blut	196
Höllennacht	205
Delirien I–II	209
Das Unmögliche	226
Der Blitz	230
Morgen	232
Abschied	233
 BRIEFE	 237
Jugendbriefe	239
Briefe aus dem Orient	259
Letzte Briefe	280
 ANMERKUNG ZU DIESER AUSGABE	 295
~	
 BILDNACHWEISE	 299

Hermann Haarmann

VORBEMERKUNG

Dass Alfred Wolfenstein, der deutsche Expressionist und Sprachschöpfer, sich Ende der 1920er Jahre als Übersetzer Arthur Rimbaud (1854–1891) zuwendet, scheint wenig verwunderlich. Rimbaud kann aufgrund seines exaltierten Lebens und Werks als Vorbild eines radikalen Künstlertums gelten, das auch für Generationen nach ihm große, nein: allergrößte Anziehungskraft hat. Es ist die Unbedingtheit, mit der sich der Siebzehnjährige aus Charleville in die moderne französische Literatur katapultierte. Er sprengt alle ästhetischen Konventionen durch seine Wortgewalt und ungewöhnlichen Bilderwelten. Und das tut er mit einer Rücksichtslosigkeit, die ihresgleichen sucht. Schöpferische Wurzeln dieses neuen Künstlertums sind neben der individuellen Einbildungskraft eine absolut subjektive Eingebung, die die vorgegebene Welt zu »illuminieren« vermag, sowie distanziert, sensibel und wach reagierende Sinnesorgane, welche die Flucht in bloße Transzendenz verhindern. Träume, Fantasien und Visionen finden gleichwohl Eingang in eine bedeutungsschwangere Poesie.

Die sprachliche Virtuosität Rimbauds eröffnet der Literatur neue Horizonte, die viele – besonders die deutschen Expressionisten – in ihren Bann schlägt. Da steht Wolfenstein nicht allein. Vor ihm hat schon ein weiterer, nicht weniger bedeutender Expressionist sich der Figur Rimbauds angenommen mit einer szenischen Ballade *Das trunkene Schiff*. Paul Zech übersetzt die Sprengkraft der Rimbaud'schen Lebens- und Werkchronik in ein expressives Drama über die Gefährdung einer Künstlerseele, deren reales Leben in keinster Weise der ästhetischen Schonungslosigkeit irgend nachsteht. Seine homoerotische Liaison mit dem älteren, angesehenen Literaten Paul Verlaine ist der schlagende Beleg. Nicht weniger die Aufkündigung seines Literatendaseins, um als Abenteurer, Waffenhändler, Kriegsgewinnler und Kaufmann in der Welt sich herumzutreiben. Als Schwerkranker kehrt er zum Ende seiner Tage in den Schoß der Familie, in die Arme seiner Schwester Isabelle zurück. Er stirbt in einem Marseiller Krankenhaus. Es ist der große Berliner Regisseur Erwin Piscator, der sich dieses Dramas annimmt. In der Berliner Volksbühne inszeniert er 1926 ganz im Sinne seiner experimentellen Theaterästhetik mit Drehscheibe, Filmleinwand und Bildprojektionen. Die Kritiken sind durchwachsen. Die *Monatsschrift für Literatur* erkennt immerhin des Dichters und Regisseurs Ansatz der szenischen Gestaltung: »Ein Menschenleben als Protest gegen das Leben der Menschen.«

Und damit ist der Mensch und vor allem der Literat Rimbaud treffend charakterisiert. Der ästhetischen Revolte,

der »tragische[n] Rebellion des Menschen der großen Anlage gegen die Unvollkommenheit der Welt«¹, wie Alfred Wolfenstein schreibt, wohnt von Beginn an immer auch das Moment persönlicher Selbstgefährdung inne. Nicht zufällig findet Rimbauds Ruf als Dichtergenie und Anti-Poet deshalb seine spätere Beschreibung in Charles Baudelaires *Les Poètes Maudits*. Als Rimbaud mit kaum zwanzig Jahren sich aller weiteren literarischen Produktion versagt, hinterlässt er ein Werk, das die alte Ordnung ästhetischer Empfindungsnormen und -formate vollständig zerstört hat. Rimbaud versucht, »sein eigener Schöpfer zu werden, und diesen Versuch mit seinem berühmten ›Ich ist ein Anderer‹ definiert, da zögert er nicht, eine radikale Umwandlung in seinem Denken vorzunehmen. Er betreibt die systematische Ausschweifung aller seiner Sinne, er durchbricht diese angebliche Natur, die ihm seine bürgerliche Herkunft mitgab und die nichts anderes als Gewohnheit ist. Er spielt keine Komödie, er bemüht sich, wahrhaft außerordentliche Gedanken und Gefühle hervorzubringen.«²

1 Siehe vorliegender Band, S. 71.

Anmerkung zu Fußnoten in dieser Ausgabe: Die mit Sternchen markierten Fußnoten wurden als Anmerkungen von Alfred Wolfenstein aus der Erstausgabe von 1930 übernommen. Vermerke in nummerierten Fußnoten wurden im Zuge dieser Neuauflage eingefügt.

2 Jean-Paul Sartre: Baudelaire. Ein Essay. Mit einem Vorwort von Michel Leiris. Deutsch von Beate Möhring. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort von Dolf Oehler. (Jean-Paul Sartre. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. In Zusammenarbeit mit dem Autor herausgegeben von Traugott König. Schriften zur Literatur Band 2), Reinbek bei Hamburg 1978. S. 97.

Hier nimmt der Mythos Rimbaud seinen Ausgang. Selbstbewusst schirmt der Schriftsteller sein Künstlercredo in den berühmten *Briefen des Sehenden* gegen alle, auch religiöse Deutungsversuche ab, es sei denn, sie zielen ab auf die Befreiung des Unbewussten, Unbekannten und Ungehörten, des Traumes in einer durch Fantasie und ästhetische Selbstbestimmung fundierten Kunst. Das lyrische Ich wird bei Rimbaud zum wahren Ich in der Folge des erlebten Traumas von existentieller Verlassenheit: »Alle Formen der Liebe, des Leidens, des Wahnsinns; er sucht selbst und erschöpft in sich alle Gifte, um nur ihre Quintessenzen zu behalten. Unaussprechliche Marter, in der er jeden Glauben und übermenschliche Stärke nötig hat – er wird unter Allen der große Kranke werden, der große Verbrecher, der große Verdammte – und der höchste Weise! Denn er gelangt bis an das Unbekannte! da er seine schon reiche Seele mehr als irgendeiner ausgebaut hat! Er gelangt bis ans Unbekannte; und wenn er etwa närrisch würde und den Verstand seiner Visionen verlöre, er hat sie gesehen!«³

3 Siehe vorliegender Band, S. 249.

Alfred Wolfenstein (Hrsg.)

RIMBAUD

~

DAS LEBEN RIMBAUDS



Um diese außerordentliche Gestalt Rimbaud darzustellen, bedarf es keiner Übertreibungen. Er ist ein ahasverisches Phänomen, aber wer ihn nicht in seiner eigentlichen und einfachen Seltsamkeit und Natürlichkeit faßt, verkennt ihn. Sein Leben und seine Arbeit sind phantastisch, er ist dennoch kein Phantast, sondern ein rücksichtsloser Vorläufer der Wahrheit unter den Dichtern und nichts weniger als die früher übliche Art des Genies. Es geht hier nicht um Romantik.

Ich versuche, den Lebenslauf eines sehr männlichen und sehr geistigen Menschen zu erzählen, der sein Werk binnen dreier Jahre, im Alter von fünfzehn bis achtzehn, dichtete; dann fast zwanzig Jahre in Schweigen versank und handelte; und, mit siebenunddreißig, ein Jahr lang in höllischen Qualen schrie und starb. Diese Qualen, die zuletzt aus ihm hervorbrachen, waren nicht schärfer – waren nichts anderes als sein Leben. Da keinerlei Gleichmaß in seinem Schicksal ist, da er kein Fach vertritt, weder menschlich noch beruflich, da wir ihn weder zum reinen Künstler noch zum Abenteurer oder zum Kaufmann, weder zum sozialen

Menschenfreund noch zu einem Teufel oder zum Seraph mit einem Schuß Satan erklären wollen, werden wir seiner Kennzeichnung die Freiheit bewahren, die er selbst in jedem Augenblick verlangte.

Zugleich soll er im Geiste einer Zusammendrängung vermittelt werden, die seiner in ihrer Wildheit knappen und genauen Erscheinung zukommt. Rimbauds phantasievolle Präzision ist es, die, ähnlich wie Büchners Prosa, den neueren Generationen vorbildlich wurde. Seine Begabung wie seine Willenskraft sind von heute.

Aber er wurde in einer Zwischenepoche geboren. Sein Dasein, ausgehend von einer farblosen Kleinstadt, reichte von der Zeit Napoleons III. und des letzten gewissermaßen alten Krieges, 1870, bis zur Vorzeit der Affäre Dreyfus, sein Dichten endete am Beginn der konservativen Republik unter dem Präsidenten-General Mac Mahon, nach dem Untergang der Kommune. Gegen die Öde seiner Welt – und gegen alldas, was sich in seinem unheimlichen Wort ansammelt: »Es ist die Zeit der MÖRDER!« – suchte er mit allen Mitteln aufzukommen, mit Kunst, Politik, Abenteuererei, Handel, mit seinem Leben, das von den Schriften nicht zu trennen ist, obwohl er selbst für Trennung war. Seine Verse sind sein Atem, seine Bewegungen in der Wirklichkeit sind seine Rhythmen im Werk: Form und Former sind hier eins –: Aber daß sie nicht eins blieben, bedeutet erst recht Revolution, Erschaffung eines neuen Typs der Künstlerpersönlichkeit.

Rimbaud gehört zu den Dichtern, deren Buch beides enthalten muß: die Werke und die Taten.

Jean-Arthur Rimbaud: geboren am 20. Oktober 1854. Sein Geburtsort Charleville, schon umgeben vom flämischen Sprachgebiet, ist eine durch Tuchindustrie emporgekommene Schwesterstadt des alten ummauerten Mézières, das einstmals der Ritter Bayard verteidigte. Es liegt nicht weit vom belgischen Charleroi mit seinem Heer modernster Fabrikschlote. Es ist die schwatzhafte Provinzstadt, in die Rimbaud ein dutzendmal aus der Welt zurückkehrte. Die Maas kommt durch die Ardennen und umströmt Charleville: in einer flußreichen Gegend, mit Oise, Sambre, Aisne, mußte sich seine Kindheit abspielen.

Sein Vater war Offizier, stand in verschiedenen Garnisonen, auch in Afrika, trennte sich als ein zur Einsamkeit geneigter, unscheinbarer Mann von der Familie und starb früh, ohne Zusammenhang mit seinen Kindern. Die Mutter Rimbauds wandte ihre bäuerische Herrschsucht und Liebe allein ihren zwei Söhnen und zwei Töchtern zu. Um die übrigen Mitbewohner der Stadt kümmerte sie sich wenig. Als letzte Erinnerung des Sechsjährigen an die offenbar etwas infantilen Zwiste zwischen den Eltern berichtet sein Schulfreund Delahaye die kleine Anekdote: wie der Kapitän Rimbaud eine silberne Schale in ungeheurer Wut auf den Boden schleudert und sie wieder an ihren Platz stellt; wie die Mutter mit derselben Wucht und derselben Sorgfalt dasselbe tut; und wie Arthur sich kaum bezähmen kann, gleichfalls die zornige Musik aus dem zerbeulten Gefäß herauszuholen. Ein allgemeiner Eigensinn prägte sich

bei jedem Mitglied der Familie aus, Arthur behielt eine zerfurchte Stirn von dem dauernden Trotz, den er der Mutter entgegensetzen hatte. Solch ein Zuhause war hemmend genug; trostlose Sonntage. Im Gedicht »Die siebenjährigen Poeten« schildert er, wie er sich durch den Anblick von Bildern in illustrierten Zeitschriften aus den bleiernen Wänden hinaushalf, in weite Savannen, zu schönen Italienerinnen, kurz in die Freiheit. Die Mutter war fromm und schickte die Kinder ohne Ausnahme zur Kirche. Sie war ehrgeizig und hielt die Söhne streng zum Lernen an. Der älteste brachte es später, nach dem Militärdienst, bis zum Schaffner in Paris. Wie weit brachte es Arthur, in ihrem Sinne?

Er war in der Schule ein wahrer Kaspar Hauser des frühen und leichten Erfassens aller Dinge. Dabei braucht man seinem Biographen Berrichon nicht einmal zu glauben, daß er schon gleich nach seiner Geburt die Augen auffallend offen gehabt habe und in einem unbewachten Augenblick lächelnd auf die Tür zugekrochen sei. Im Collège erfüllte er die Erwartungen der Mutter desto lieber, weil er ihre häusliche Tyrannei gewissermaßen ausglich, wenn er in der Klasse der Erste, der Herrscher war. So sicherte sich Rimbaud zu allen Zeiten einen Ausweg in die Überlegenheit, wo Schwächlinge nur ein Gefängnis an Stelle des anderen gesehen hätten. Seine Fähigkeiten breiteten sich auf alles aus, Sprachen, Mathematik, Geschichte, Technik. Dabei wurde stets rebelliert. Als die Mutter die Anschaffung eines Klaviers verweigerte, schnitt er Tasten in den Eßtisch und

übte darauf den Fingersatz; einer seiner ebenso komischen wie praktischen Streiche; und den Religionslehrer mußte er vor allem über die etwas widerspruchsvolle Tatsache der Religionskriege befragen. In den oberen Klassen hatte er das Glück eines besonders begabten Lehrers, des Professors Izambard, der selbst erst zwanzig Jahre alt war. Später hat sich dieser ausgezeichnete Mann dagegen gewehrt, daß der Aufrührer in Rimbaud etwa von ihm großgezogen worden sei; er habe mit ihm niemals über Politik gesprochen. Aber wenn man seinem Schüler Schriftsteller empfiehlt wie Aristophanes und Juvenal, Rousseau, Helvetius, Proudhon, Louis Blanc und Stirner, von den früheren Dichtern Rabelais und Villon, von den neueren Shelley und Victor Hugo: so wird ein junger Mensch von fünfzehn Jahren auf dem Wege über Geist und Kunst nicht schlechter revolutioniert werden als durch politische Unterhaltungen. Izambard und Rimbaud standen einander schon durchaus in der Art wechselseitiger Erziehung nahe, wie sich in der freien Schule von heute Lehrer und Schüler als gute Kameraden betrachten und behandeln.

Im Juli 1870 erhielt er den Ersten Preis für die meisterhaften lateinischen Verse, in die er Sancho Pansas Ansprache an seinen Esel umgearbeitet hatte. Draußen aber wurde der Krieg erklärt. Gleichzeitig mit seinem Schultriumph verkündete man den Sieg der französischen Truppen bei Saarbrücken. Ein höhnisches Gedicht Rimbauds, in dem er Napoleon den Kleinen alles in Rosa sehen läßt, gibt Auskunft über seine Stellung zu Kaiser und Krieg. Sein ältere

rer Bruder hatte sich freiwillig zum Heeresdienst gemeldet. Aber auch Arthur verschwand bald danach, gelegentlich eines Spaziergangs über die Wiese zwischen Charleville und Mézières, vier Tage vor der Schlacht bei Sedan. Unter dem Datum eines Augusttages finden wir noch ein Spottgedicht auf die Militärmusik, die am Bahnhofplatz spielt, auf die muffigen Bürger, die nach wie vor ihre Tageskasse überschlagen, auf die von den Posaunen erregten Pioupious, die die kleinen Kinder streicheln, um den Kindermädchen zu gefallen, und Arthur läuft dazwischen herum, in zerlumptem Anzug, er malt sich die hübschen Körper unter den Kleidern aus. Aber in den Ohren hatte er schon das Getöse der Zeit. So fuhr er nach Paris. Dort verhaftete man ihn ungesäumt, obwohl er nicht wie ein Spion aussah sondern eher wie ein Stromer aus dem Zuge stürzte. Einen Monat lang hielt man ihn daheim noch strenger fest als zuvor. Dann machte er sich wieder davon und ging zu Fuß nach Charleroi. In der Redaktion der dortigen Hauptzeitung, wo er seine Mitarbeit anbot, wurde er zu seinem Erstaunen abgewiesen. Er wanderte nach Brüssel, dann durch zahllose Dörfer, von Ort zu Ort verfolgt von seinem Lehrer Izambard, auf Bitten der Mutter, bei der Arthur endlich von selbst, das heißt halb verhungert, wieder eintraf. Aber das Gymnasium war jetzt Lazarett. Nichts zu tun. Die Deutschen rückten im November an. Man setzte Mézières in Verteidigungszustand, die großen Linden des Liebeswäldchens wurden abgehauen. Schulkamerad Delahaye erzählt, wie sie dort müßig und gesprächig entlang schlenderten,

bis Rimbaud mit wilder Ruhe bemerkte: »Noch ganz andere alte Bäume müßten jetzt niedergelegt werden, es gibt noch manchen hundertjährigen Schatten, auf dessen liebe Gewohnheit wir nunmehr zu verzichten haben: diese Gesellschaft selber, verstehst du! Geld und Stolz, all das Persönliche wird abgehackt und eingeebnet! Dann kommt die Arbeit aller für alle.« Delahaye meint: »Also soll es gar

keine besondere Größe und Kunst mehr geben?« Rimbaud pflückt eine Blume: »Das ist zum Beispiel viel großartiger als der Luxus! Aber du findest wohl die Eitelkeit der Menschen sehr schonungswert?«

Da alle Wege durch den Krieg abgeschnitten waren, mußte er sich jetzt nach außen hin ruhig verhalten. Es wurde für den sechzehnjährigen Dichter eine der fruchtbarsten Zeiten. Er entwickelte seine Sprache zu der kühnen Mischung neuen Geistes mit neuer Sinnlichkeit, die er später die Alchimie des Wortes nannte. Auch das Studium mengte sich in die Verse und trug Worte der antiken Zeiten und der neuesten Wissenschaften hinein. (Ausdrücke wie *ithyphallique*, *céphalalgie*, *illuné*, *hypogastre* müssen ihre Fremdwortklänge beisteuern; auch darin ist er Vorbild heutiger Dichtungsarten.) Zugleich schickte er Prosa an ein Ardennerblatt, mit wilden Angriffen sowohl gegen Bis-



Rimbaud-Zeichnung
von Ernest Delahaye,
in Charleville, 1871

marck wie gegen Napoleon, und widmete andere Gedichte den Armen, den Arbeitern in einer vergewaltigenden Zeit, und den Kindern, die in einem seiner seltenen rührenden Gedichte »Die verstörten Kinder« hungrig in den Bäckerladen hineinstarren.

All diese Zusammendrängungen seines Willens und seiner Triebe, der politische Zorn wie der umstürzlerische Formensinn und der Schwung seiner Natur suchten nach einem neuen Ausbruch in die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit bombardierte ihrerseits Mézières mit sechstausend Granaten, so daß über zwei Drittel von den fünfhundert Häusern zerstört wurden, und Rimbaud bemerkte zu dieser Kanonade und zum Einmarsch der Deutschen: »Die sind übermäßig militarisiert.« Weiter sagte er zu dem getreuen Delahaye: »Die Unterlegenheit der Deutschen besteht darin, daß sie gesiegt haben« (eine Redeweise, die uns aus der Zeit des Weltkriegs bekannt klingt; Charleville war übrigens 1914–1916 Hauptquartier der obersten Heeresleitung).

Jedenfalls ließ er die Einnahme von Paris nicht ungenutzt für die eigene Freiheit und brannte zum dritten Male durch. Es war gefährlich genug; er konnte in diesem Februar 1871 für einen Franc-tireur gehalten und erschossen werden. Im Walde von Villers-Cotterets traf er eine durch die Nacht galoppierende Schar preußischer Reiter, »Wilde wie er, aber vielleicht noch kindlicher«. Paris fand er nur mit der Neuregelung des Verpflegungswesen beschäftigt, und schon suchte er ohne Geld und Ergebnis wieder sein Charleville auf; aber noch nicht die Schule. Wir erinnern uns an die

Unordnung, die der letzte Krieg in den Lebensgewohnheiten unserer Gymnasiasten anrichtete. Rimbaud teilte seine Mußezeit zwischen dem Aufenthalt in der Bibliothek und in einer von ihm entdeckten Höhle, am nahen Steinbruch. Pfeife rauchend, die Pfeifenöffnung nach unten gedreht, etwa wie die Soldaten im November 1918 ihr Gewehr umkehrten, wandelte er rebellisch an den Schulfenstern vorbei. Eine ungeheure Mähne wuchs aus seinem Haupt bis auf den Rücken. Sie war so lang, daß ihm ein Vorübergehender vier Sous für den Friseur anbot, die Rimbaud entgegennahm und in Tabak anlegte. In seine Höhle aber brachte ihm ein Freund eines Morgens, außer trockenem Brot, die Nachricht von der Ausrufung der Kommune.

In sechs Tagemärschen kam er in Paris an. Sein Herz war längst bei den Kommunisten, und er würde nun auch zum ersten Mal einen regelmäßigen Verdienst haben, denn die Nationalgarde erhielt täglich dreißig Sous. An irgendeine Gruppe Bewaffneter trat er auf der Straße heran und wurde in die Tirailleurs de la Révolution eingestellt, in der Babylon-Kaserne. Er verbrüdete sich, in angesammelter junger Kraft der Erwartung, mit dem dichten Gemisch von Rassen und Klassen, die sich hier aus den Schlachten der französischen und deutschen Heere als eine erste Rote Armee erhoben hatten: Arbeiter, Bauern und Soldaten von den schwarzen Zuaven bis zu den Matrosen der Kriegsflotte. Er selbst erhielt, wie es scheint, weder Waffen noch Uniform. Mit einem befreundeten Infanteristen ging er durch die Straßen, in heftigen Gesprächen über den heiligen Um-

sturz. Er sah die wachsende Erregung der Auführer in den Feuersbrünsten der mit Petroleum begossenen alten Bauten auffodern, er sah die Vendômesäule stürzen, das Symbol aller französischen Siegesüberlieferung. Er sah einmal auch ein junges Mädchen seines Alters auftauchen und wieder verschwinden – eine kleine Geliebte aus Charleville, die ihm offenbar gefolgt war. Er fand sie nie wieder und sorgte sich während der folgenden Woche des Schreckens sehr um sie. Die Regierungstruppen, an der gleichgültig zuschauenden Front der Deutschen vorbei, erstürmten die Hauptstadt in achttägigem Barrikadenkampf. Die gefangenen Revolutionäre verbluteten an der Mauer des Père Lachaise, darunter Rimbauds junger Kamerad. Er selbst konnte am Ende entweichen, vielleicht dank seinem kindlichen Aussehen.

Wie wirkte dies erschütternde und die Zukunft vorwegnehmende soziale Ereignis auf den frühreifen Knaben und Dichter? In einem schillernden Briefe von daheim heißt es: »Ich werde einmal ein Arbeiter sein. Dieser Gedanke hält mich, wenn toller Zorn mich der Schlacht von Paris zutreiben will, wo doch noch soviele Arbeiter sterben, während ich Ihnen schreibe! Doch jetzt arbeiten – – nein, nein; ich stehe im Streik!« Seine Biographen teilen sich wie immer in zwei Lager: die einen freuen sich, ihn der Kunst wieder ganz zurückgewonnen zu sehen, indem sie darauf hinweisen, daß das große, in der folgenden Zeit einsetzende Schaffen Rimbauds vollkommen auf die Phantasie gestellt sei. Die anderen berufen sich darauf, daß die revolutionä-

ren Erlebnisse, aus deren Tiefe er den Schrei an die Kirchentüren malte: »Mort à Dieu!« – ihm noch im August 1871 den Entwurf zu einer kommunistischen Verfassung eingaben. Die Vergemeinschaftung der Produktionsmittel, die Vereinheitlichung der Arbeitspflicht, die große Sozialisierung wurde darin, mit einem nicht staatsmäßig gerichteten Sozialismus, sehr plastisch dargestellt, der offene politische Markt (Agora) sollte Parlament sein. In Wahrheit ist Rimbaud einfach mit beiden Beinen weitergesprungen, er hat durch die blutige Enttäuschung keins verloren: seine Kunst wird stärkerer Aufruhr: »Die Pariser Orgie oder Paris bevölkert sich wieder«, »Die Armen in der Kirche«. Im selben Monat wie die Verfassung schreibt er das »Trunkene Schiff«, ohne übrigens das Meer gesehen zu haben. Es ist eine der wunderbarsten Dichtungen, die die Menschheit besitzt, und obwohl vollkommene Dichtung, ist es vollkommene Empörung – gegen die langsamen Umformungen der Wirklichkeit. Die alles überflügelnde Vision fährt als Landstreicherin der Unendlichkeit aus der kläglich engen, alten Festung Europa hinaus, wohin?

Zunächst ging er jedenfalls zur Post in Charleville und schickte seine Verse an einen der wenigen von ihm geschätzten Dichter in Paris, an Paul Verlaine. »Venez, chère grande âme!« antwortete dieser unverzüglich und war doch äußerst erstaunt, statt des erwarteten Mannes von mindestens dreißig Jahren einen kaum siebzehnjährigen langen Burschen schon daheim bei sich vorzufinden, den er am Bahnhof nicht erkannt hatte. Im übrigen ist gegenüber der